

# Hotel Israel

Die Fotografin Vardi Kahana erzählt eine epische Geschichte: Es ist die ihrer Familie seit Auschwitz.

von **Christiane Wirtz**

Sie weiß nicht mehr, ob es weh getan hat. Es war auch egal. „Mit meinen Gedanken war ich nicht dort“, sagt Rivka Kahana. Die alte Dame spricht von dem Augenblick, in dem sie in Auschwitz zu einer Nummer wurde, zwei oder drei Tage nachdem sie im Lager ankam. Ein Mithäftling, eine junge Frau, war dazu abgestellt, die Neuankommlinge zu registrieren, ihnen Zahlenreihen in die Haut zu ritzen. Rivka Kahana bekam die A-7762. Zwei ihrer Schwestern standen vor ihr in der Reihe, Esther wurde nun zu A-7760, Leah zu A-7761. Rivka Kahana krempelt den linken Ärmel hoch, da ist die Tätowierung auf dem Unterarm. „Immerhin hatte die Frau eine schöne Handschrift“, sagt sie.

Rivka Kahana war acht Monate in Auschwitz, später auf dem Todesmarsch nach Ravensbrück. Heute lebt sie in Tel Aviv auf 70 Quadratmetern in der Nähe des Meeres. Die Wohnung ist akkurat, die Möbel wirken, als hätten sie schon ein Leben lang gehalten, genauso wie die Klimaanlage, die warme Luft in den Raum bläst. Die 82-Jährige öffnet die Zimmertüren. „Unser Schlafzimmer“, sagt sie, obwohl ihr Mann schon seit zwölf Jahren tot ist. Über dem Ehebett hängen zwei Fotos in Schwarz-weiß. Ein Mann und eine Frau. Ihr Vater und ihre Mutter. „Wer in Auschwitz eine Nummer bekam, gehörte zu den Glücklichen“, sagt sie. Eine Nummer bedeutete Arbeitskraft, und dies bedeutete Leben. Oder zumindest die Chance darauf. Ihre Eltern bekamen keine Nummern, sie waren zu alt, und zwei kleinere Geschwister bekamen auch keine Nummern, sie waren zu jung. In ihrer ersten Nacht im Lager, als die kleine Rivka begriff, was die Flammen bedeuteten, da stopfte sie sich eine Hand in den Mund. „Damit ich nicht sollte laut weinen“, sagt sie.

Die Fotos im Wohnzimmer stammen aus einer anderen Zeit, einer späteren, sie sind in Farbe. Die Bilder zeigen Babys, Kleinkinder, Teenager bei Geburtstagen, Bar-Mizwas und Purim. Rivka Kahana wollte immer eine große Familie: „Wir haben doch so viele verloren.“ Auf dem Schrank hinter dem Sofa steht ein Foto von ihrer Enkelin Merav. Sie ist da 18 Jahre alt, und sie steht vor Baracke 13 in Auschwitz – dort, wo einst ihre Großmutter war, im selben Alter. In ihrer Hand hält das Mädchen eine Stange, an der die Flagge Israels weht. „Das Foto ist ein Trost“, sagt Rivka Kahana.

Auch ihre beiden Schwestern, Esther und Leah, haben überlebt. Nach dem Krieg gingen sie nach Palästina. Aus den Nummern wurden jetzt wieder Namen, junge Frauen, die heirateten und Kinder bekamen. Alle leben bis heute in Israel. Viele Jahre nach ihrer Tätowierung stellen sie sich in derselben Reihenfolge wie damals vor die Kamera. A-7760, A-7761, A-7762, von links nach rechts. Auf dem

Die Bilder zeigen, was aus diesem Ground Zero noch geworden ist.

Foto (Bildreihe unten, Mitte) stehen die drei Schwestern dicht hintereinander, die Nummern auf ihren Unterarmen sind deutlich zu lesen. Das Bild hat Vardi Kahana gemacht. Sie ist die Tochter von Rivka Kahana – und eine sehr angesehene Fotografin. Das Bild war Ausgangspunkt, um ihre große Familie zu porträtieren, eine israelische Familie, die so viele verschiedene Lebensentwürfe in sich vereint. Die Bilder, die auf die drei Schwes-

tern folgen, zeigen ultraorthodoxe Siedler in Hebron, eine 14-köpfige Familie in Meron, Kibbuzniks in Hazorea und eine junge Familie im Gaza-Streifen. Die Bilder erzählen die Geschichte eines Landes anhand einer einzigen Familie. „Meiner Familie“, sagt Vardi Kahana: „Sie zeigen, was aus den drei Schwestern, was aus unserem Ground Zero geworden ist.“

Von Tel Aviv fährt man mit dem Auto eine halbe Stunde in östliche Richtung bis nach Petach Tikwa. Hier lebt Hizky Shoham, er nun ist der Sohn einer Cousine der Fotografin Vardi Kahana. Das Bild von den drei Schwestern mag er nicht. „Es ist schwer, das Bild anzuschauen“, sagt er. Seine Großmutter steht ganz links auf dem Bild, sie trägt die Nummer A-7760: „Es ist ein gewalttätiges Bild. Ich kann förmlich ihre Muskeln spüren.“

Der junge Mann sitzt im Schneidersitz auf dem Sofa, durch das Fenster sieht man auf grauen Beton, auf die schmucklosen Fassaden von Petach Tikwa. Man fühlt sich an ein Studentenwohnheim erinnert, was auch daran liegt, dass Hizky Shoham mit seinen 33 Jahren so jugendlich wirkt. Er hat Geschichte studiert und ist Dozent am Shalom-Hartman-Institut für jüdische Studien in Jerusalem. Auf dem Hinterkopf trägt er eine Kippa und bezeichnet sich selbst als „normalen Orthodoxen“. Was so viel heißt, dass er am Sabbat in die Synagoge geht und seine Frau ihr Haar bedeckt, ohne es ganz zu verstecken. Es ist eine nüchterne Wohnung, auf dem Steinfußboden hat alles seinen festen Platz. Stunde neben der Tür nicht der grüne Plastikelefant, man käme kaum auf die Idee, dass hier vier kleine Kinder leben. Wie zum Beweis nimmt Hizky Shoham ein Familienfoto vom Regal. Kurz darauf klingelt das Mobiltelefon. Shoham lauscht eine Weile in den Hörer, sagt eine Nummer und legt wieder auf. Am anderen Ende war eine Automatenstimme, sie hat nach seiner Kennnummer bei der Armee gefragt, seine Kontaktdaten gecheckt, um sicherzustellen, dass der Reservist beim nächsten Einsatz sofort zur Stelle ist.

Während er das Telefon zur Seite legt, erzählt er, dass er im jüngsten Libanon-Krieg war. Sie haben ihn angerufen, am 29. Juli 2006, mitten in der Nacht, als der Krieg aus der Luft nicht mehr zu gewinnen war. Er gehört zu einer Bodentruppe, wurde angefordert, um im Süden des Libanons auf verlorenem Posten zu kämpfen. Absurd. „Wir sind alle keine Schwarzenegger“, sagt er, was man dem schlanken, nachdenklichen Mann sofort glaubt. Die Armee war auf den Krieg so wenig vorbereitet wie er, der Proviant reichte nicht, die Ausrüstung war veraltet. Nachdem er seine Sachen in Empfang genommen hatte, rief er seinen Vater an: „Papa, ich habe deinen Helm gefunden.“ Sein Vater kämpfte 1973 im Jom-Kippur-Krieg.

Am Ende dieses Krieges trug Hizky Shoham einen toten Kameraden auf seinem Rücken. Es war der erste Tote in seinem Leben. Er war neben ihm gefallen. „Die Kugel hätte genauso mich treffen können“, sagt er. Er sieht wieder auf das Foto von den drei Schwestern, der Ausstellungskatalog liegt vor ihm auf dem Sofa. Für ihn lautet die Botschaft des Bildes: „Sei bereit, für das Land zu sterben!“ Deshalb mag er es nicht. Zudem steht das Bild am Anfang der Fotoserie, als ein Familienmotto gewissermaßen. Er wolle seine Kinder dazu erziehen, zusammenzuhalten, sagt er: „Aber doch nicht wegen Hitler, sondern weil sie Brüder und Schwestern sind!“

Hizky Shoham ist in der Westbank groß geworden, in Ma'aleh Michmash, einer religiösen Siedlung in der Nähe von Jerusalem. Seine Eltern Yonina und Yitzhak Florsheim leben noch heute dort.



Yonina Florsheims Tochter, die schwangere Neta Barkai mit ihrem Mann Elad – in der Siedlung Nofei Prat in der Westbank.

Fotos: Vardi Kahana

Der März ist eine gute Zeit, um in die Westbank zu fahren, der Winterregen hat eine saftige Landschaft hinterlassen. Die Mandelbäume blühen rosa, der Ginsster knallgelb. In ein paar Wochen wird hier alles wieder dürr und karg sein. Yonina Florsheim liebt diese Landschaft, die Halbwüste: „Sie ist ein Teil von mir.“

Überall vor den Häusern in Ma'aleh Michmash stehen Fahrräder, Maxi-Cosis und Kinderwagen. Im Schnitt haben die Familien hier sechs Kinder, genauso wie Yonina Florsheim selbst. Von ihrer Mutter stammt der Satz: „Meine Familie ist meine Rache an Hitler.“ Yonina Florsheim ist 1981 mit ihrem Mann in die Westbank gezogen, es war ein politisches Statement, mit diesem Pioniergeist ist sie aufgewachsen. Ihre Eltern wollten, dass ihre Kinder in Israel eine Heimat finden, keine „wandering jews“ bleiben.

Der Preis, den die Familie für dieses Statement zahlt, ist, dass die Busse kugelsichere Scheiben haben. In der Siedlung sind Menschen durch Selbstmordattentate ums Leben gekommen. „Die Regierung hat uns hierher geschickt“, sagt Yonina Florsheim: „Es war eine nationale Mission.“ Sie sieht einem direkt in die Augen, wenn sie redet, sie hat ein klares Gesicht. Heute begreift sie nicht, warum die Regierung von ihrem Kurs abgewichen ist. Plötzlich würden die Siedler in einen schlechten Ruf gebracht: „Für uns ist das beleidigend, erniedrigend.“ Der Bau der Synagoge liegt brach, die Bewohner von Ma'aleh Michmash haben erst mit den eigenen Händen daran gebaut, nun fehlt das Geld, von der Regierung kommt schon lange keins mehr. Baugenehmigungen gibt es ebenso wenig, obwohl viele junge Leute hier leben wollen. „Die Siedlung ist voll besetzt“, sagt sie.

In ihrem Wohnzimmer liegt der Ausstellungskatalog „One family“ in Reichweite auf dem Regal. Das Bild der drei Schwestern ist ganz vorne. „Ich mag, dass sie so stark darauf aussehen“, sagt Yonina Florsheim. Stärke sei der einzige

Die kleine Amit hat auf dem Sofa Eis gegessen. „Bumm“ hat es gemacht.

Weg gewesen, um Auschwitz zu überleben. Und Stärke sei der einzige Weg, um heute in Israel zu leben: „Die Araber haben die Kriege verloren, jetzt sollen sie den Mund halten.“ Von den Plänen, die Westbank aufzugeben und eine Zweistaatenlösung zu verwirklichen, hält sie nichts. „Wenn wir schwach sind, werden wir hier keinen Frieden haben“, sagt sie.

Von Ma'aleh Michmash sind es weniger als 150 Kilometer bis nach Cabri, doch ist es nicht nur eine Reise vom Zentrum in den Norden des Landes, sondern auch von einer religiösen Siedlung in einen sozialistischen Kibbuz – von rechts im politischen Spektrum nach links. Im Kibbuz Cabri lebt Yael Ehrlich, eine andere Großnichte von Vardi Kahana. „Für mich ist der Kibbuz wie eine Familie“, sagt die 38-Jährige. Sie sitzt auf ihrer Terrasse, ihre langen schwarzen Haare trägt sie zu einem Pferdeschwanz gebunden. Das Leben der Familie spielt sich hier draußen ab, auch wenn es noch nicht ganz warm ist, die Terrasse ist voll von Sitzkissen und Spielzeug. Von hier sieht man ins Grüne, eine hügelige Land-

schaft, bis in den Libanon sind es keine acht Kilometer: „Ich liebe den Blick.“

Yael Ehrlich stammt von der väterlichen Seite. Ihr Großvater Moshe Kahana war der Bruder von Vardi Kahanas Vater, er kam schon 1933 nach Palästina. „Bei uns gibt es keine Schoah-Stories“, sagt seine Enkelin, das Thema spielt in ihrem Leben keine große Rolle. Ihr Großvater kam als Zionist, sein Leben war bestimmt von dem Wunsch, den Juden eine Heimat zu schaffen. Yael Ehrlich erinnert sich an ihren Großvater, wie er sich frühmorgens an die Arbeit machte, mit einer Gartenschere in der Hand, um die Avocado-Bäume zu stützen: „Und ich lebe seinen Traum auf meine Art.“

Ihre Art ist es, weiter in einem Kibbuz zu leben, obwohl sich heute viele junge Menschen in Israel für Lebensformen entscheiden, die ihnen mehr persönlichen Raum lassen. Yael Ehrlich ist Musiklehrerin, einen Teil ihres Gehalts zahlt sie in die Kibbuz-Kasse, dafür bekommt die Familie ein Budget zugewiesen. An ihre drei Kinder möchte sie die Treue zur Heimat weitergeben, in Israel hat sie ihre Wurzeln, sie liebt das Land und seine Landschaften. „So wie ich meinen Sohn erziehe, wird er wahrscheinlich später der beste Soldat“, sagt sie. Auch wenn es ihr am liebsten wäre, wenn er nicht zur Armee müsste, so wie keine Mutter möchte, dass ihr Sohn in den Krieg zieht. Aber sie weiß, dass das in Israel nicht realistisch ist. Ihr ältester Sohn ist acht Jahre alt, trotzdem liegt der Gedanke an die Armee nicht fern. Im jüngsten Libanon-Krieg sind die Katjuschas auf den Kibbuz gefallen, eine Rakete traf den Hühnerstall, es stank nach versengten Federn und verbranntem Fleisch. Die Katjuschas flogen mit einer gewissen Regelmä-

ßigkeit, man konnte sich darauf einrichten, immer morgens und abends ging die Familie in den Schutzraum. Nur eine Rakete flog mittags. „Bumm“, hat es gemacht, sagt die dreijährige Amit: „Mit Papa auf dem Sofa, Eis gegessen.“

„Irgendwo dort ist sie aufgeschlagen“, sagt Yael Ehrlich und zeigt auf die Büsche vor der Terrasse. Knapp dahinter beginnt der Libanon. Kein Grund, das Haus aufzugeben. Gibt es einen nächsten Krieg, wird die Familie vielleicht eine Weile weggehen, vielleicht ins Ausland, bis das Größte vorbei ist. „Aber warum sollten wir hier wegziehen, von unserem schönen Hügel“, sagt sie. Keine Frage. Das Familienalbum der Fotografin Vardi Kahana beginnt mit dem Bild der drei Schwestern. Am Ende steht das Bild der Holocaust-Überlebenden Rivka Kahana mit ihren beiden Enkeln Gil und Roni, sie sind die Kinder der Fotografin. Die nächsten Generationen sind mit dem Wissen um die Nummern aufgewachsen, Rivka Kahana hat ihnen ihre Geschichte erzählt. „Sie sollen es zu schätzen wissen, dass wir jetzt ein Land haben“, sagt sie. Auf dem letzten Bild sieht man die Großmutter und ihre Enkel, alle drei haben nackte Unterarme, die Haut der beiden Kinder ist glatt und unberührt, die der alten Dame faltig und tätowiert. Ob sie jemals daran gedacht hat, die Nummer wegmachen zu lassen?

Rivka Kahana blickt noch einmal auf ihren linken Unterarm. „Die Narbe würde bleiben“, sagt sie: „Und man wüsste, was sie bedeutet.“

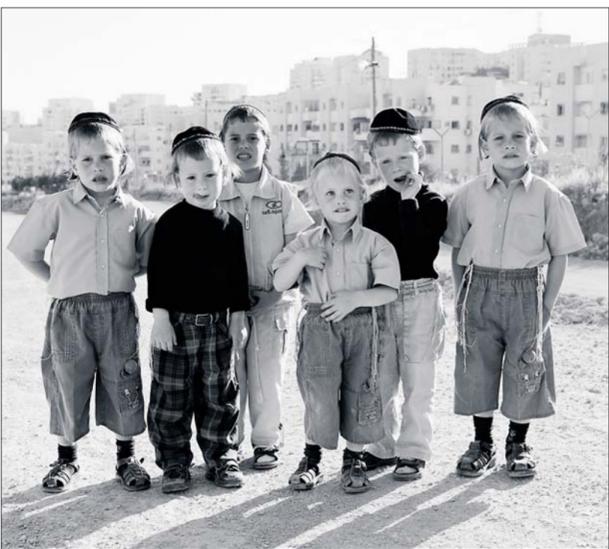
Die Ausstellung „One family“ von Vardi Kahana ist vom 4. April bis zum 20. April 2008 in der Berliner Akademie der Künste zu sehen. [www.vardikahana.com](http://www.vardikahana.com)



Yael Ehrlich mit Mann und Kindern. Im Kibbuz nahe dem Libanon



Rivka Kahana (re.) mit ihren Schwestern Esther (li.) und Leah



Sechs Enkel – von Vardi Kahanas Cousin. In der Siedlung Modi'in Ilit